Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 83 (1973)

Artikel: Am Rande
Autor: Bader, Lukas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900990

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lukas Bader
Am Rande

Herausgegeben anlässlich der Vollendung des 70. Lebensjahres vom Verlag Effingerhof AG Brugg

Folgende Bildchen sollen die Lebenskizze des Verstorbenen ergänzen.

2. 7. 1952

Das Serenadenbildchen vom gestrigen ersten Juliabend zwischen Stadtkirche und Lateinschulhaus erinnerte mich an jenes Bildchen, das der Romantiker Clemens Brentano in seinen «Romanzen vom Rosenkranz» im Zweiten Gesang hingezaubert hat: Eine Ecke im mittelalterlichen Bologna, auch zwischen Kirche und Schule, von einem Lindenbaum beschattet, Schauplatz lieblicher Dinge, lieblicher Figuren und lieblicher Musik! Dazu sagt er:

«In den Zweigen gehn zur Schule
Gern die süssen Nachtigallen,
Lauschen in den Dämmerungen
Auf der Jungfrau Sang und Harfe,
Wenn die Meisterin verstummet
Wiederholen sie es lallend.»

Wahrhaftig mittelalterlich ist ja unsere Stadtecke auch wie jene im alten Bologna und ebenso geeignet für Liebliches wie dort. Aber man ersieht daraus, wie über Zeit und Welt hinweg das stets geblieben ist und bleibt, das stets gesucht wird, was man romantische Ecke nennt: lauschig, still und doch voller blühender, beglückender Melodie, voller Musik des Herzens, ohne die der Mensch nur halb ist, was er sein sollte!

Je mehr die Dämmerung hereinbrach, um so stimmungs- und genussvoller wurde die Serenade, dieses abendliche Spiel mit den singenden Zungen und klingenden Saiten, während zwischen Tag und Nacht, um Turm und Dach herum, der Schwalben letztes Zwitschern, letztes Tuen

hörbar war. Auch das hat Clemens Brentano schon vernommen, wenn er sagt:

«In Bewunderung ganz betrunken
Singt das Völklein durcheinander.
Oft auch mischt ein frecher Kunde
Drein den ungewaschnen Schnabel,
Und die Sänger all im Sturme
Fassen, rupfen ihm den Kragen.»

Nun, solche Intermezzi mögen sich auch gestern abend über den Köpfen der andachtsvollen Zuhörer abgespielt haben, die Serenade selbst blieb von jedem lauten und lärmenden Zwischenfall verschont. Schliesslich verstummten ja auch die gefiederten Sänger in der abendlichen Luft, und übrig blieb nur jene Stille, die jede Sommernacht so traumhaft macht.

Wunschlos lauschte man den fein jubilierenden Stimmen des Frauenchors, den lieblichen Liedchen unter Karl Grenachers beschwingter Stabführung. Und wenn das Ammann-Quartett die Saiten strich, zum Adagio, zum Allegro oder Scherzo, war man ebenfalls ganz Ohr. Man war auch nicht genötigt – und schon gar nicht war es der Zweck – seinen Verstand zu «verstudieren», Experten gleich bei Wettgesängen, nein, man liess sich einfach mitschwingen auf den Flügeln des Gesangs und der Musik bis hinauf und hinein in den sommerlichen Abendhimmel, war doch alles in seiner Art vollkommen.

Ob sich übrigens der Frauenchor bewusst war, dass sich über ihm ein anderer «Frauenchor» ebenfalls zur Geltung brachte? Die acht Frauen nämlich an der Fassade des Lateinschulhauses, die seit Jahrhunderten achtstimmig das Hohelied der Wissenschaft, der Kunst und des Göttlichen verkünden. Plastisch blickten sie im Dämmerlicht auf das Serenadenbildchen zu ihren Füssen, wobei sich besonders eine der allegorischen Figuren gefreut haben mag, nämlich Frau «Musica», die zwischen der Theologie und der Astronomie ihre Nische hat. Wie sinnvoll für den, der all das merkte, in dieser Ecke zwischen Kirche und Schule, zwischen Gott, Mensch und Leben! Dank euch allen, liebe Frauen, Dank euch für die Serenadenecke, eure «Frauenecke»!

13. 8. 1949

Wie doch die Zeit vergeht! Erst noch hatten wir Hochsommer, und schon macht es den Anschein, als müssten wir bereits von ihm Abschied

nehmen, so kühl ist es plötzlich geworden. Aber was ist schliesslich ein Sommer im Laufe der Zeit und des Lebens!

Wir sassen letzthin in einer alten Bauernstube bei einem alten Mütterchen und legten ihm auf seinen Geburtstagtisch einen Kuchen, war doch die Hochbetagte soeben ins neunzigste Lebensjahr getreten. Ihre Erinnerungen gingen zurück, weit zurück, da sie noch als Mädchen die Schule besuchte, droben auf dem Bözberg. Damals gab es nicht nur Sommer mit viel Sonne und heissem Wetter, sondern auch noch richtige Winter mit viel Schnee und hartgefrorenen Matten. Manche Kinder blieben über den Mittag in der Schule, kauten an ihrem Stück Brot und assen einen Apfel dazu. Am Abend fanden sie zu Hause noch einen warmen Kaffee im Ofen. War das Wetter schlecht und kalt, bedeckten sich die Knaben mit einem Kartoffelsack und die Mädchen mit ihren Schürzen. Von einem Mantel oder gar einem Schirm wusste man nichts. Das wäre Luxus gewesen! Und dennoch – die Kleinen von damals wurden gross, stark und zähe, und meisterten das Leben, ein langes Leben mit wechselvollen Sommern und Wintern! Sie meisterten es mit Arbeit, Einfachheit und Zufriedensein. Sie kannten weder die Gier nach Geschäft und Geld noch das Scheinleben im Hotel in den sogenannten «Ferien». Sie waren mit ihrem Dasein zufrieden, wenn der Sommer seinen Segen in Feld und Acker spendete und der Winter ihnen dann traute Ruhe in enger Stube gewährte. So ging die Zeit sozusagen zeitlos an ihnen vorüber. Sie sind geblieben, was sie einst waren, treue Kinder ihres Heimatbodens, mit dem sie Sommer und Winter, Fülle und Entbehrung teilten. Wie arm stehen wir Heutige mit unserm Neureichtum an Luxus und Vergnügen, mit unserm Weltkennertum und unserer Aufgeklärtheit vor solch einem äusserlich zwar unscheinbaren, aber innerlich höchst wertvollen, in sich geschlossenen und abgeklärten Leben!

24. 12. 1946

Der Zufall wollte es, dass wir dieser Tage auf unserm Heimweg durch die Stadt Brugg in den ersten dunklen Abendstunden zwei Kindern begegneten, die Zwiesprache hielten über seltsame Dinge. Die beiden waren Auslandkinder nach ihrem feinen hochdeutschen Akzent zu schliessen. Sie gingen eng aneinander geschmiegt. Knabe und Mädchen im Alter von ungefähr Erstklässlern. Das Mädchen sagte: «Das ist aber dunkel!». Der Knabe: «Ja aber die Sterne stehen am Himmel.» – «Wer hat wohl die Sterne dorthingestellt?» – «Ich weiss es nicht.» – «Doch wohl der

liebe Gott.» – «Ja, ja, der liebe Gott kann alles!» – «Siehst du das rote Licht dort in der Ferne?» – «Ja, es kommt von der Eisenbahn. Wie schön es ist!» – Schliesslich gelangten die beiden Kleinen zu einem Punkt, an dem die Strasse wieder beleuchtet war. «So sollte es überall sein!» sagte das Mädchen.

Ist das, liebe Leser, nicht ein Weihnachtsmärchen in Wirklichkeit? Lichtsuchende Kinder, die den Sternen folgen! Kinder, denen in ihren ersten Lebensjahren vielleicht die Nacht der Bunker, Bomben und Bedrängnis mehr Eindrücke geprägt hat als der Tag. Kinder, die aber im Aufblick zu den Sternen kleine Gottessucher geworden sind und es nun wohl ihr Leben lang bleiben werden. Sie folgen heute wie weiland die drei Könige dem Stern von Bethlehem, dem sie sich kindlich anvertrauen, jedesmal, wenn sie irgendwie wieder Dunkelheit umfängt.

Wir, Grosse und Gescheite, stehen beschämt vor solchem Kinderglauben. Uns ist er längst entrückt, denn unser Blick ist kaum mehr zu den Sternen gerichtet. Zu sehr drücken die Gedanken der Geschäftigkeit, des Hastens und Jagens nach mehr Mammon den Kopf erdwärts. Unsere Arme sind nicht mehr frei für enge geistige Verbundenheit mit unsern Brüdern und Schwestern, sie sind beschwert mit Paketen rein materialistischen Inhalts. Wir wollen damit zwar Freude bereiten, aber wir häufen sie an zu Bergen, um renommieren zu können, denn man muss doch am Tage nach Weihnachten bei unserer nächsten Umgebung erzählen. wie grosszügig wir im Schenken waren. Leerer Trost, solche Art des Schenkens! Wir bereichern uns mit irdischem Zeug und bleiben geistig arm! Dunkelheit ist um uns, ohne dass es uns so recht zum Bewusstsein kommt. Es kann nicht der Materialismus sein, der in unsere Nacht das Licht bringt, sondern jene Einstellung, von der wir oben im «Kindermärchen» berichtet haben. Gerade die Jetztzeit mit ihrer Hochkonjunktur bedeutet eine Gefahr, nicht nur im rein wirtschaftlichen Sinn, sondern mehr noch wegen der rapiden Abwertung aller geistigen Werte.

Darum wollen wir nicht das, was unter dem Christbaum aufgestapelt ist, als die höchste Beglückung betrachten, sondern das, was über ihm in der unsichtbaren Atmosphäre schwebt, dort wo der Gipfel des Baumes in die Höhe weist, von der heute nacht die frohe Botschaft kommt. Diese Momente der Besinnung auf Höheres, Unbeirrbares und Unvergängliches sind die wahren Weihnachtsgeschenke, so wie sie die oben geschilderten Kinder in jener Nacht empfangen haben.

O selig, selig, ein Kind zu sein...

10. 1. 1948

Diese Woche ging eine Meldung durch den Blätterwald, wonach am Montag in ganz England die Registrierung von Strassenhändlern, Wandermusikanten, Schuhputzern und Blumenmädchen zwecks Einweisung in Industriebetriebe begonnen habe. Abgesehen von der speziell politischen Seite hat diese Zwangsmassnahme auch eine allgemein menschliche Seite.

Wandermusikanten... Blumenmädchen... Wer denkt dabei nicht an jene Örgelimannen, die an einer Strassenecke musizieren, den abgeschabten Hut als Kassenteller bereit, in den die Vorübergehenden ihre Batzen werfen oder auch nicht. Wer sieht dabei nicht jene freundlichen Blumenverkäuferinnen, die im Bier- oder Weinlokal von Tisch zu Tisch gehen und «Nägeli gefälligscht... Rosen gfälligscht...» ausrufen. Strassenhändler... die billigen Jakobe, die nicht nur ihre Kleinware an den Mann bringen, sondern, auch ihre Witze. Schuhputzer, deren «glänzende» Handfertigkeit jedermann die Bewunderung abringen.

Sind sie alle Nichtsnutze, faule Drohnen? Sind sie nicht auch für etwas da, das dem Mosaik der menschlichen Gesellschaft irgend ein farbiges Steinchen einfügt? Muss denn das Leben unbedingt über einen Leist geschlagen, gleichgeschaltet werden? In Reih und Glied an der seelenlosen Maschine nur um des Dollarhungers wegen? Und sind die Händler, Musikanten, Putzer und Mädchen nicht auch dazu da, um dem geschäftigen und gehetzten Menschen einen Moment lang seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben als nur auf den Gewinn und den Mammon hin? Natürlich gehen diese heute so «Verfehmten» auch einem Verdienst nach, aber sie tun es mit Musik, Blumen und Witz. Und wenn sie dabei das Herz oft auch schwer drückt, so zeigen sie doch nach aussen viel Herzlichkeit, denn sie sind oft bessere Menschenkenner als die «gelehrten Häupter», die stolz an ihnen vorbei- oder auf sie herabsehen.

Und dann noch etwas: sie üben einen «freien Beruf» aus, der, wenn auch oft armselig scheinend, immerhin ohne die verhasste Zwangsjacke getätigt werden kann. In Rom, dem Dorado der Strassenbettler und -musikanten, hat man unter der faschistischen Aera Einweisung dieser unerwünschten Elemente in Anstalten und Heime verfügt, doch rissen die Eingesteckten immer wieder aus in die «goldene Freiheit». Lieber etwas ärmer, etwas lumpiger, aber dafür freier, als eingezwängt in unbequeme Reglemente und starre Hausordnungen. Gewiss ist diese Art «Beruf» nicht jedermanns Sache, aber jedermanns Sache sollte es sein, nach seiner Façon leben und selig werden zu dürfen.

16. 4. 1949

Das Osterfest ist das Fest des Lebens, und wenn man, wie es dem Schreibenden vergönnt ist, just an Ostern seinen fünfzigsten Geburtstag begeht, so ist das Thema vom Leben ja doppelt gegeben.

Der Anfang meines Lebens reicht zurück an die Jahrhundertwende, an die Schwelle jenes Jahrhunderts, das der Menschheit wohl die grössten Versprechungen gemacht und – nicht gehalten hat! Darüber wissen wir Fünfziger und die noch Älteren Bescheid. Zweimal haben wir in dieser ersten Jahrhunderthälfte das Leben durch Kriege vernichten sehen – zweimal haben wir das Leben durch Frieden zu schützen gehofft, doch jedesmal war es wieder nichts!

Aber lassen wir für heute die Politk und kehren zurück zum Leben, zum individuellen, zu unserm, zu meinem Leben. Es ist fünfzig Jahre alt geworden. «Ruhend denk ich – mit Hermann Hesse – an mein zerronnenes Leben: So viel Sturm, so viel Liebe, so viel einsames Streben, und dazwischen immer dies kindliche Spiel, dieser Traum, dies Dichten, dies bezaubernde Gehn – ohne Ziel.» Wohl waren Ziele vorhanden – die Jugend steckt sie weit genug aus –, aber nicht einmal fünfzig Jahre reichen hin, um sie in greifbare Nähe zu bekommen. Zwar sagt der Dichter zum Jüngling:

«Unendlich ist der Welt vielfarbiger Traum,
Unendlich steht dir offen Tor um Tor,
Aus jedem braust des Lebens voller Chor,
Aus jedem lockt, aus jedem ruft
Ein flüchtig Glück, ein flüchtig holder Duft.»

Aber das Leben ist wie Ebbe und Flut, kommt und geht, schwillt an und ab, Tore öffnen und schliessen sich wie Schleusen im Strom.

«Nur die ewige Mutter bleibt,
Von der wir kamen,
Ihr spielender Finger schreibt
In die flüchtige Luft unsre Namen.»

Diese Mutter ist die Gebärerin allen Lebens. Sie birgt das Geheimnis, dass trotz Tod und Vernichtung die Welt nicht ausstirbt, dass über jedem Aufwachen menschlichen Lebens Freude herrscht, auch wenn man im voraus weiss, dass dieser Freude bald genug auch das Leid und die Sorge

folgen. Aber des Menschen Leidenschaft hängt am Leben, das er liebt, das er fühlt und doch nie restlos erfasst. Es ist stets nur ein Stück, ein winziges Stücklein, das man vom Leben zu erhaschen glaubt und zwar immer dann, wenn uns das Glück mit seinen Flügeln flüchtig streift. Das kommt in der Zeitspanne von fünfzig Jahren ja öfters vor. Ich erinnere mich gut an solche Momente. Da schreckte einem weder Tod noch Teufel. Man sog das Leben in vollen Zügen in die von Menschenglück und Menschenstolz geschwellte Brust und las seinen Namen schon in grossen Lettern im Buch der Geschichte.

Heute lese ich meinen Namen allerdings nur in Petitschrift am Ende des Textteils einer kleinen Provinzzeitung, die zwar wie ich auch fünfzig Jahre alt geworden ist, sich aber begnügt, bescheidene Prophetin in einem kleinen Prophetenstädtchen zu spielen. Drum gelte zum Schluss und zum Trost noch ein Verslein Hermann Hesses:

«Holder Schein, an deine Spiele
Sieh mich willig hingegeben,
Andre haben Zwecke, Ziele,
Mir genügt es schon, zu leben.»